

# Zur Exegese der Evangelien

Pfr. Martin Hess, 24.04.2025

Die Exegese allgemein, aber namentlich die Exegese der Evangelientexte, ist aus verschiedenen Gründen anfällig für mangelndes oder fehlgeleitetes Verständnis. Folgende Gründe tragen dazu bei:

1. Zu geringe Detail-Kenntnisse über die Zeitgeschichte und die geschichtlichen und politischen Entwicklungen in den entscheidenden Jahren 28-33 unserer Zeitrechnung.
2. Zu geringe Kenntnis des zeitgenössischen Judentums und seiner verschiedenen Strömungen.
3. Ausschliessliche Konzentration auf den griechischen Text ohne Sensibilität dafür, dass dahinter ein ursprünglich aramäisches Sprachgeschehen und erste mündliche Überlieferung stehen.
4. Vorschnelle Auflösung und Nichtberücksichtigung von ungewöhnlicher Struktur und Gestaltung des Textes durch die Priorisierung von Text- und Redaktionskritik.
5. Vorgefasste Meinungen aus der eigenen religiösen Prägung, Sozialisation und Studiengeschichte oder der Geschichte der Exegese und ihrer Hypothesen der vergangenen 100 und mehr Jahre – oder auch ihrer Unkenntnis.

## Um mit dem letzten zu beginnen:

Der Blick auf den Text durch irgendeine «Filterbrille» aus vermeintlichem Vorwissen oder aus dogmatischer Vorentscheidung ist wohl der häufigste Stolperstein auf dem Weg zu einer möglichst unvoreingenommenen Exegese, die auch neue Einsichten entdecken und erkennen kann. Dazu gehört auch zu unterscheiden, was erste, ursprungsnahe Aussage und was eher spätere Interpretation ist, sei es im selben Textzusammenhang schon und erst recht in späteren und anderen Texten oder aus der kirchlichen Tradition. Manche Worte Jesu sind sehr ungewöhnlich, widerborstig und stehen einem üblichen, leichten Verständnis im Weg. Die oft schon im Textzusammenhang angeführte oder angetönte Interpretation hingegen ist oft viel leichter verständlich und leichter weiter zu vermitteln. Man muss die beiden nicht gegeneinander ausspielen, aber voneinander unterscheiden. Das macht den Text, seine Entstehung und seine Entwicklung, erst recht plastisch und fördert das Verständnis für beides, seine Entstehung und seine Entwicklung. Das wiederum schafft erst die Grundlage für die je nachdem nötige, theologische Sachkritik.

Die Theologie, das systematisch-theologische Denken, muss schon dazukommen, es hat seine Bedeutung, darf aber nicht das primäre Verständnis des Textes überschatten oder übersteuern. Darum ist es gut, sich dieser Gefahren bewusst zu sein, um sie minimieren und möglichst unvoreingenommen arbeiten zu können. Meiner Erfahrung nach hilft das, auch an eigentlich vertrauten Texten immer wieder etwas Neues zu entdecken.

## 1. Die zu geringen Kenntnisse in Zeitgeschichte

Ich habe den Eindruck, dass diese geschichtlichen Kenntnisse viele Kolleginnen und Kollegen schon im Studium kaum interessiert haben, zu weit weg von heute, zu jüdisch oder zu römisch ... und was soll's, im Grossen und Ganzen weiss man's doch.

Beispiel: Das Jahr der Kreuzigung. – Pessach ist am 15. Nisan nach dem jüdischen Kalender, wobei der jüdische Tag am Vorabend anfängt; d.h. im Todesjahr Jesu begann das Pessachfest an einem Freitagabend mit dem Seder, dem Passahmahl. Der Freitag vor jenem Pessach – vom Morgen bis zum Abend – war also der 14. Nisan. Der 14. Nisan fiel in der fraglichen Zeit nur in den Jahren 31 und 33 unserer Zeitrechnung auf einen Freitag. Das letzte, gemeinsame Abendmahl mit den Jüngern fand demzufolge am Vorabend dieses Tages statt, nach unserer Tageseinteilung also am Donnerstagabend und konnte somit nicht das eigentliche Passahmahl gewesen sein. Das – der sog. Seder – hätte erst am Freitagabend stattgefunden.

Nach dem Zeugnis der Evangelien fand der römische Prokurator Pilatus kein todeswürdiges Verbrechen bei Jesus. Er kam der jüdischen Obrigkeit – dem Hohen Rat – aber entgegen und liess Jesus trotzdem kreuzigen – entgegenkommenderweise.

Bis zum Jahr 31 lag die Regierungstätigkeit Roms faktisch in der Hand des Prätorianerpräfekten Lucius Aelius Sejanus, der auch dem Ritterstand angehörte – ebenso wie Pilatus. Kaiser Tiberius hatte sich damals vom Tagesgeschäft der Regierung zurückgezogen. Sejan war den Juden extrem abhold und hat ihnen alle Vorrechte entzogen. Kaiser Tiberius hat ihn deshalb im Jahr 31 zum Tode verurteilt, als er davon erfahren hatte. Das lässt darauf schliessen, dass Pilatus während der Regentschaft seines Vorgesetzten Sejan den Juden kaum entgegengekommen wäre. Tiberius war den Juden gewogen und wollte, dass Rom den Judäern weitgehend entgegenkam. Das scheint die «Grosswetterlage» im Jahr 33 gewesen zu sein, und dem Hohen Rat, dem Jesus schon lange ein Dorn im Auge war, kam diese «Grosswetterlage» im Jahr 33 gelegen, und sie versuchten diese «erfolgreich» auszunützen. Meines Erachtens ist das Jahr 33 deshalb das wahrscheinliche Todesjahr Jesu; auch möglich, aber meiner Ansicht nach weniger wahrscheinlich, wäre vor Pessach im Jahr 31, aber sicher nicht in den Vorjahren.

Die Taufe Jesu durch Johannes fand etwa im Jahr 28 statt, im 15. Jahr des Tiberius.

Das Geburtsjahr Jesu liegt vor 4 vor Chr., dem Todesjahr Herodes des Grossen – falls er zu dessen Lebenszeit geboren war, wie die Weihnachtsgeschichte berichtet. Ein wahrscheinliches Geburtsjahr ist 7 vor Christus oder etwas später, 6 ... 5 v. Chr. Bei seiner Kreuzigung war er also 38-40 Jahre alt. Und er hat nicht nur 2 Jahre lang öffentlich das Reich Gottes verkündet, sondern etwa 4 Jahre lang.

Das Markusevangelium und mit ihm die Synoptiker Matthäus und Lukas, welche dem Aufbau von Markus folgen und dessen Inhalt aufgenommen haben, erwähnen nur eine einzige Reise Jesu nach Jerusalem, ganz am Schluss seines Lebens. Das ist extrem unwahrscheinlich.

Das Markusevangelium hat seinen Inhalt nicht einer historischen Abfolge nach aufgezeichnet. In seinem ersten Teil ist es vielmehr eine Sammlung von Worten und Taten Jesu («Haggada» und «Halacha» nach jüd. Tradition), welche nach einem geografischen Muster von vier Wanderungen vom Zentrum Kfar Nachum (Kapernaum) aus in alle Himmelsrichtungen zusammengestellt wurden. Das schliesst nicht aus, dass Jesus an allen, diesen Orten tatsächlich gewesen ist. Die berichteten Geschehnisse werden in der Überlieferung schon mit den entsprechenden Orten verbunden gewesen sein, aber vermutlich nicht in der berichteten Abfolge.

Diesen «Worten und Taten» Jesu hat das Markusevangelium dann mit der Wanderung über Jericho nach Jerusalem in einem zweiten Teil alle Ereignisse in und um Jerusalem angeschlossen. Diese sind wohl ganz besonders in der Jerusalemer Urgemeinde erzählt und von ihr überliefert worden, darunter auch solche, die anlässlich von früheren Besuchen stattgefunden hatten, die man füglich annehmen darf. Das Johannesevangelium berichtet von Ereignissen in Jerusalem schon zu Beginn seines öffentlichen Auftretens.

Das betrifft namentlich die sog. «Tempelreinigung», dass Jesus die Händler und Wechsler gewalt-sam vom Tempelplatz vertrieben habe. Nach Joh. 2, 12ff. fand dieses Ereignis kurz nach Beginn seines öffentlichen Auftretens statt. Nachdem er auf einer Hochzeit in Kana sein erstes Zeichen – die wundersame Verwandlung von Wasser in Wein – getan hatte, zog er kurz nach Kfar Nachum und von dort auch zu einem Pessachfest nach Jerusalem, wo er als prophetisches Zeichen gegen die Händler auf dem Tempelplatz vorging, und wo er auch des Nachts vom Pharisäer Nikodemus besucht wurde.

Als prophetisches Zeichen, sozusagen als Initiation zum prophetischen Wirken, passt diese Tempelreinigung viel besser an den Anfang seines öffentlichen Auftretens als an den Schluss. Als seine Gegnerschaft unter den tonangebenden Mitgliedern des Hohen Rates bereits formiert und ihre Meinung über Jesus nach vielen Streitgesprächen und Begegnungen gefestigt war – in der Zeit ums Jahr 31/33 – wäre eine solche Tat ja geradezu eine selbstmörderische Provokation gewesen, und eine solche brauchte es damals ganz gewiss nicht (mehr).

Dass auf dem grossen Vorhof der Völker beim Tempel damals ein Geldwechsel stattfinden musste, hatte seinen Grund darin, dass zwar infolge der opportunistischen Kooperation mit den Römern die ganze Ökonomie des Landes mit römischem Geld erfolgte, dieses im Tempel aber nicht benutzt oder hineingetragen werden durfte, weil darauf das Bildnis des römischen Kaisers abgebildet war, der als Gottheit verehrt werden musste. Das Bildnis eines andern Gottes im Tempel, das ging nicht, weshalb dieses Römergeld in Tempelgeld umgewechselt werden musste, um im Innern des Tempels, im Vorhof der Frauen, die Opfer bezahlen zu können.

Jesus war ein Gegner dieser schamlosen, opportunistischen Kooperation mit den Römern, übrigens in Übereinstimmung mit den Essenern, welche das der jüdischen Regierung ebenfalls zum Vorwurf machten. Jesus selber trug schon gar kein Römergeld auf sich. Das wird im Bericht deutlich, wo Anhänger des Herodes und der Pharisäer ihn mit der Frage konfrontierten, ob man dem Kaiser Steuern geben dürfe oder nicht (Mk. 12, 13-17). Er hatte bezeichnenderweise keinen Denar im Sack, sondern sagte: «Bringt mir einen Denar, damit ich ihn sehe!» Bild und Umschrift weisen den Kaiser als Besitzer dieses Geldes aus, weshalb er die Leute aufforderte: «So gebt dem Kaiser zurück, was ihm gehört – und Gott, was Gott gehört (sein Volk, sein Land – euch selber)!» Das ist unschwer als generelle Aufforderung zu verstehen, solches Geld überhaupt nicht anzunehmen, sondern es zurückzugeben – mit andern Worten: es zu boykottieren und mit den Römern möglichst nicht zusammenzuarbeiten. Es heisst dort zum Schluss: Und sie wunderten sich über ihn. Die Verwunderung dürfte insbesondere bei den Anhängern des Herodes Antipas sehr heftig gewesen sein.

## **2. Die geringen Kenntnisse in Judaistik und der religiösen, kulturellen Situation**

Wenn man über etwas nicht detailliert Bescheid weiss, dann können einem oft auch offensichtliche Zusammenhänge nicht auffallen, welche den Leuten damals wie selbstverständlich bewusst waren. Dafür gibt es viele Beispiele.

### a) Die Frage, ob Josef – und mit ihm Jesus – wirklich ein Nachkomme Davids gewesen ist.

Diese Frage wird meist dahingehend beantwortet, dass Jesus als Messias in der späteren Erzählung aus theologischen Gründen quasi zum «Davidssohn» erklärt wurde, um seine Messianität zu begründen. Das ist in meinen Augen eine unsinnige und völlig unbegründete Unterstellung.

Berichtet ist mehrfach, dass für die Leute damals bekannt war, dass Jesus der Sohn von Josef und Maria war, und dass er auch noch Geschwister hatte, von denen einer, Jakobus, später sogar Leiter der Jerusalemer Urgemeinde war, wo seine Mutter Maria später auch noch eine Zeitlang lebte (Mk. 6,3; Lk. 3,23; Joh. 1,45f; 6,41!).

Zu Maria: In Lk. 1,36 sagt der Bote Gottes zu ihr: «Sieh, Elisabeth, deine Verwandte, erwartet auch einen Sohn in ihrem Alter» (Johannes, später der Täufer genannt). Zachäus, der Vater Johannes', war nach Lk. 1,5 ein Priester in der Dienstabteilung des Abia und seine Frau Elisabeth auch eine Tochter Aarons – also eine Priestertochter. Das ist völlig logisch. Ein Priester – ein Aharonit – durfte nur eine Priestertochter ehelichen. Für Töchter eines Priesters gab es nur eine Ausnahme: ausser einen Priester durften sie auch einen Mann aus dem Königsstamm heiraten.

Maria als Verwandte (vielleicht Cousine oder Nichte von Elisabeth) muss also auch eine Priestertochter gewesen sein. Ausser einem Aharoniten, einem Kohen, hat sie ausnahmsweise höchstens einen Mann aus königlichem Stamm, einen der Nachkommen Davids, heiraten dürfen – sonst niemand. Und gerade das ist von Josef bezeugt, dass er ein – möglicherweise armer – Nachkomme aus der Familie Davids gewesen sei. Etwas anderes als Priester oder eben ein Nachkomme Davids kann er gar nicht gewesen sein, wenn er mit Maria zusammengekommen ist.

Für beide, für die Kohanim (Priester, Nachkommen Aarons) wie für Nachkommen Davids war es ausgesprochen wichtig, über ihre Abstammung Bescheid zu wissen, da sie eben gewisse Pflichten und besondere Befugnisse hatten – und haben. Nur Kohanim (Kohn, Cohen, Kahane etc.) dürfen z.B. in der Synagoge den Segen Aarons sprechen. Das Wissen um diese Abstammung ist im Judentum derart wichtig, dass es nicht verloren geht. Deshalb gibt es für mich an der tatsächlichen Davidssohnschaft von Josef und Jesus keinen vernünftigen Zweifel. Im Gegenteil, der Zweifel daran ist unbegründet und unvernünftig.

Weiter wird Maria unzweifelhaft und sicher gewusst haben, wo sie ihren Erstgeborenen bekommen hat – und ebenso seine Brüder und Schwestern (Mk. 6,3!), die noch bis in die 50er und 60er Jahre gelebt haben dürften. Jakobus war – wie bereits erwähnt – vom Jahr 42 an und sicher vom Jahr 49 – 62 der Leiter der Jerusalemer Urgemeinde. Im Jahre 62 wurde er vom Hohen Rat auf Betreiben des Hohenpriesters *Ananus des Jüngeren* zum Tod durch Steinigung verurteilt. Das berichtet Flavius Josephus in: Jüdische Altertümer, Buch XX, Kapitel 9, Absatz 1. Ananus wurde daraufhin vom römischen Prokurator Albinus abgesetzt. Das heisst: Bis in die Zeit, als das Markusevangelium entstanden ist, gab es noch direkte, persönliche Überlieferung und Kenntnis aus der engsten Familie Jesu in Jerusalem. Die Entstehungszeit des Markusevangeliums wird spätestens um das Jahr 70 datiert, ich meine eher früher, noch in den 60er Jahren.

Von 62 an ist die Urgemeinde in Jerusalem stark unter Druck gekommen (Martyrium des Jakobus) und sehr wahrscheinlich ums Jahr 68 im Römisch-jüdischen Krieg nach Pella im Ostjordanland geflohen.

Eine sehr merkwürdige Notiz ist in Mk. 14,51f. überliefert, ein Jüngling sei bei der Verhaftung Jesu dabei gewesen, und als sie ihn auch verhaften wollten, habe er das Gewand fahren lassen und sei nackt entflohen. Dass eine so beiläufige, eigentlich für das Jesusgeschehen völlig unwichtige Begebenheit im Markusevangelium berichtet wird, das sich sonst in möglichster Kürze auf das

Wichtigste beschränkt, ist sehr auffällig. Da müsste wohl eine persönliche Betroffenheit des Verfassers dahinterstecken. Möglicherweise oder wahrscheinlich spricht da Markus von sich selber.

Ein Text wie ein Evangelium ist sicher nicht innert wenigen Tagen entstanden. Da hat jemand über längere Zeit bei Zeitzeugen nachgeforscht, Berichte gesammelt und aufgeschrieben. Ein erstes Manuskript konnte dann auch nicht so schnell kopiert und weiterverbreitet werden, vor allem nicht in so unsicheren Zeiten wie gegen Ende der 60er Jahre. Aber gerade diese unsicheren Zeiten, wo das Ende und sogar die Zerstörung von Jerusalem im Jahre 70 absehbar wurde, könnten das Bedürfnis geweckt haben, das Wichtigste jetzt aufzuschreiben, als die ersten Zeitzeugen alt wurden und auszusterben begannen.

Petrus und Paulus starben vermutlich im Zuge der neronischen Christenverfolgung in Rom etwa im Jahr 64 oder wenig später. Auffälligerweise berichtet davon die Apostelgeschichte des Lukas schon nichts mehr. Das heisst doch wohl, dass dieser zweite Bericht des Lukas noch vorher fertig gestellt war, also das Lukasevangelium noch vor diesem, und dieses wiederum kannte und integrierte das Markusevangelium gänzlich und fast wörtlich. D.h. die Spätdatierung der synoptischen Evangelien haben wenig Evidenz. Sie sind wahrscheinlich früher entstanden als viele meinen, die sich als besonders historisch-kritisch verstehen.

Die direkte, persönliche, mündliche Überlieferung durch Zeitzeugen, die selber noch dabei gewesen sind, war damals noch möglich und erzeugte und verstärkte das Bedürfnis Ende der 50er Jahre, die Berichte schriftlich festzuhalten.

Das war nicht nach langer Zeit, sondern bloss 20-25 Jahre nach Jesu Tod. Das spricht gegen die Tendenz einer extremen, historischen Kritik, die mündliche Überlieferung stark in Frage zu stellen.

#### **b) Die Hochzeit von Kana (Joh. 2,1-11)**

Da ist auch sehr Merkwürdiges berichtet. Ein Hochzeitfest war etwas sehr Wichtiges und Grosses. Es dauerte eine Woche und hatte Priorität z.B. noch vor Sabbat, Traueritten und Beerdigung. Es heisst, die Hochzeit habe am «dritten Tag» stattgefunden. Das ist wohl zutreffend. Der dritte Tag (jom schlischi) der Woche ist der Dienstag, der dritte Tag der «Schöpfungswoche», der Tag, an dem Gott junges Grün sprossen liess, Kraut und Bäume, die Samen tragen, je nach ihrer Art. Mit Vorliebe feiern oder beginnen die Juden ein Hochzeitsfest «am dritten Tag».

Dann heisst es, dass der Wein schon bald nach Beginn des Festes ausgegangen sei, was sehr ungewöhnlich ist. Das hat auch Maria gefunden, die Mutter Jesu, und ihn geheissen: Jesus, mach etwas! Der zögerte zuerst. Das hat wahrscheinlich alles seine Richtigkeit und findet eine mögliche oder sehr wahrscheinliche Erklärung, wenn man annimmt, dass das wirklich sozusagen ein alternatives Hochzeitsfest war, nämlich ein Hochzeitsfest unter oder von Essenern. Die waren sozusagen «Temperenzler», bescheiden und gegen Ausschweifungen. Hingegen waren für sie Reinigungsriten wichtig. Das viele Wasser dürfte dazu und als alkoholfreies Getränk gedacht gewesen sein und der wenige Wein bloss notwendig für das Tischgebet. Aber was ist auch das für eine Hochzeit, dürfte Maria gedacht haben. Und Jesus hat sich erst nach einigem Zögern dazu durchgerungen oder gemerkt, dass er da die Gelegenheit hat, sich von der asketischen Haltung seiner essenischen Freunde abzugrenzen und die Festfreude auf das kommende Reich Gottes zu proklamieren.

Der Vergleich mit einem Hochzeitsfest spielte in der Verkündigung Jesu eine auffallend starke Rolle. Ich erinnere an das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl in Mt. 22,1-14; ähnlich Lk. 14,15-24; an das Gleichnis von den 10 Jungfrauen, Mt. 25,1-13. Wie er das Kommen von Gottes Reich mit einem Hochzeitsfest vergleicht, so auch sich selber mit dem Bräutigam wie Mk. 2,19;

Mt. 9,15; Lk. 5,34: Wie können die Hochzeitsgäste fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist? Oder Joh. 3,29, wo Johannes der Täufer sagt: Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber, der dabeisteht und ihm zuhört, freut sich sehr über die Stimme des Bräutigams.

Die Auferweckung des Jünglings von Nain, Lk. 7,11-17, ist auf eine Art auch ein Hinweis darauf, dass nach der Halacha ein Trauerzug einem Hochzeitszug weichen muss. Der Zug Jesu mit seinen Jüngern – ein Hochzeitszug oder Zug des Lebens – begegnet einem Trauerzug, und das Leben setzt sich durch gegen den Tod.

Essenische Gemeinschaften gab es nicht nur um ihr Zentrum um Qumran in der Wüste Juda herum, abseits der Städte und Ortschaften. Es gab auch Essenergemeinschaften in der Stadt, auch in Jerusalem. Das zeigt sich am Aufenthaltsort Jesu und der Jünger in der Karwoche. Das Markusevangelium und die Synoptiker, die es aufnahmen, sprechen vom «ersten Tag der ungesäuerten Brote, an dem man das Passahlamm schlachtet» (Mk. 14,12//). Damit wäre der 14. Nisan gemeint, was die Verhaftung, die Vernehmungen vor dem Hohenpriester, dem Hohen Rat und Pilatus und seine Kreuzigung am hohen Festtag nach sich ziehen würde, was nicht wahrscheinlich, sondern undenkbar wäre. Das Johannesevangelium legt die Kreuzigung wohl richtig auf den «Rüsttag», den Vortag des Passahfestes.

### c) Der «Last Supper Room»

Nachdem Jesus mit seinen Anhängern von Bethanien am Ölberg nach Jerusalem kam (am Palmsonntag?), fragten die Jünger, wo sie das Passahmahl vorbereiten sollten. Er schickte zwei Jünger voraus mit den Worten: «Geht in die Stadt, und es wird euch ein Mann begegnen, der einen Krug Wasser trägt; folgt ihm, und wo er hineingeht, sagt zu dem Hausherrn: Der Meister lässt fragen ...». Meist wird übersetzt: «Es wird euch ein Mensch begegnen», dabei ist ganz klar, dass damit ein Mann gemeint ist und eben nicht eine Frau, wie man es eigentlich erwarten würde. Das wäre auch nichts Besonderes. Es wären den Jüngern wohl viele Frauen begegnet, die Wasser tragen.

Wasser holen ist Frauenarbeit. Dass hingegen ein Mann Wasser holt, das musste auffällig sein wie ein bunter Hund. Das gibt es nur, wenn keine Frau im Haushalt ist, sonst müsste sie es tun. So etwas ist damals in Jerusalem sicher einzigartig gewesen. Es lässt daraus schliessen, dass es in der Stadt eine Gemeinschaft von zölibatär lebenden Männern gegeben hat, eine Art «Franziskanergemeinschaft». Auch das ist in der jüdischen Kultur sehr ungewöhnlich. In Frage kommt für so eine Lebensgemeinschaft damals nur eine **Gemeinschaft von Essenern**, und um eine solche dürfte es sich mit höchster Wahrscheinlichkeit auch gehandelt haben. Gezeigt wird der «Abendmahlssaal» heute auf dem Berg Zion, damals innerhalb der Altstadt gelegen, in der Nähe des Davidsgrabs. Früher war er Teil einer grossen Kreuzfahrerkirche gewesen. An dieser Stelle dürfte das Haus dieser Essenergemeinschaft gewesen sein mit einem Gastsaal im Obergeschoss.

Ich gehe davon aus, dass Jesus mit diesen Leuten gut bekannt war, so dass er einfach zwei Boten vorausschicken und den Vorsteher um die Aufnahme im Gastzimmer bitten konnte. So gesehen war die Anweisung an die Jünger sehr logisch und nachvollziehbar, wie sie das Haus finden können. Dazu war überhaupt kein übernatürliches Vorherwissen eines «halbgöttlichen» Messias nötig. Es ist vielmehr ein weiterer, deutlicher Beleg dafür, dass Jesus essenische Bekannte und Freunde hatte. Es ist weiter ein Beleg dafür, dass diese Essener wohl nicht eine so homogene Gruppe waren, wie viele ursprünglich angenommen hatten, sondern ein breiteres Spektrum an Ausrichtungen und Lebensformen umfassten.

Die Übersetzung mit «Mensch» statt «Mann» ist auch ein typisches Beispiel dafür, was herauskommt, wenn man schon mit Vorurteil an die Arbeit geht und mit Filterbrille liest und übersetzt in

der Meinung, es könne ja gar nicht sein, was dasteht. Es heisst zwar nicht, dass eine Frau den Krug Wasser trägt, wie es normal wäre, aber ein Mann kann es ja wohl nicht gewesen sein, also übersetzt man ausgerechnet hier mit «Mensch», wo bei jeder anderen Gelegenheit mit «Mann» übersetzt würde. Nach damaliger Vorstellung gab es nämlich nur entweder Männer oder Frauen, kein anderes «Mensch» dazwischen.

Weiter ist es ein Beleg dafür, dass Jesus mit Essenern oder einer gewissen Richtung von ihnen freundschaftlichen Kontakt pflegte und jederzeit auch auf ihre Hilfe zählen konnte. Zwar hatte seine Verkündigung des Evangeliums, im Hinblick auf die Nähe, ja, Präsenz von Gottes Herrschaft, eine deutlich unterschiedliche Ausrichtung, aber in mancher Hinsicht waren seine Forderungen auch sehr ähnlich wie die essenischen Positionen.

### **3. Die Missachtung der Muttersprache Jesu, dass er Aramäisch gesprochen hat**

Aramäisch war zu seiner Zeit im Heiligen Land und darüber hinaus die Umgangssprache. Es ist denkbar oder sogar wahrscheinlich, dass Jesus auch Koine-Griechisch gesprochen hat. Das war im Römischen Reich die Weltsprache. Wenn er mit Pilatus gesprochen hat, dann wahrscheinlich auf Griechisch. Das Land war polyglott. Der Pfingstbericht, Apg. 2, spricht von Leuten aus allen Herren Ländern, die zum Fest nach Jerusalem gekommen waren. Nach Joh. 19,20 war die Inschrift am Kreuz auf Hebräisch, Lateinisch und Griechisch geschrieben. Jesus war Bauhandwerker. Die grösste Baustelle nicht weit von seinem Wohnort Nazareth war damals der Bau der Stadt Sepphoris. Die Bauherrschaft und Bauleitenden dieser hellenistischen Residenzstadt haben sehr vermutlich Griechisch gesprochen. Obwohl zweite Verkehrssprache, ist es nicht anders denkbar, als dass Jesus mit den Fischern und Bauern seines Landes und mit den Jüngern Aramäisch gesprochen hat.

Das Neue Testament hingegen ist in Koine-Griechisch verfasst und überliefert worden. An vielen Stellen schimmern in den Ausdrücken und Aussagen aber deutlich Semitismen durch, was auf den mündlichen, aramäisch-hebräisch-semitischen Hintergrund hinweist. Wenn auch auf Griechisch geschrieben, spürt man doch überall, dass das zugrundeliegende Denken sprachlich semitisch ist – übrigens auch beim «studierten» Theologen Paulus.

Beim Evangelisten Markus wird das «gute Griechisch» bemerkt und daraus geschlossen, dass es wohl nicht palästinischen Ursprungs sein könne. Dieser Schluss ist ohne zureichenden Grund und sehr kühn. Schliesslich gibt es auch Schweizer oder Deutsche, die sehr gut Englisch können, im Unterschied zu vielen anderen, an deren Englisch man die deutsche Sprache dahinter nur zu gut heraushört. Das gute Griechisch allein, ist zu wenig Grund, um auf einen hellenistischen Ursprung zu schliessen. Trotz der griechischen Sprache im Neuen Testament ist es ratsam, die Texte mit einer «aramäischen Brille» - vom Hintergrund der aramäischen Ursprungssprache her – zu lesen.

Für die meisten, heutigen Leser – Theologinnen und Theologen – ist es umgekehrt. Sie denken in ihrer modernen germanischen, englischen oder romanischen Sprache und können – hoffentlich – gut Griechisch, aber viele leider nur leidlich Hebräisch und Aramäisch schon gar nicht – und nur wenige z.B. auch Arabisch oder eine andere semitische Sprache. Mit anderen Worten: Es fehlt ihnen an Kenntnissen und Hintergrundwissen für die Muttersprache Jesu. Darum können sie diesen Aspekt in ihren Überlegungen auch viel zu wenig berücksichtigen, ja, sie kommen nicht einmal auf die Idee dazu, auch wo es ganz offensichtlich nötig wäre.

## «Sohn Gottes» und «Menschensohn»

Der hervorragende Theologe und Altphilologe *Prof. Hans Lietzmann* (1875 – 1942) hat in seiner Schrift *Der Menschensohn*, Ein Beitrag zur neutestamentlichen Theologie (Mohr, Freiburg/Br. 1896) – wie er als 21-Jähriger gemeint hat, ein für alle Mal – auf Seite 85 Folgendes festgehalten: **Jesus hat sich selbst nie den Titel «Menschensohn» beigelegt, weil derselbe im Aramäischen nicht existiert und aus sprachlichen Gründen nicht existieren kann.** – Eigentlich Ende der Durchsage, das ist so im Bereich der Aramäischen Sprache.

Wo es im Neuen Testament «Menschensohn» heisst – angeblich von Jesus als Selbstbezeichnung, als Titel, mit einer ähnlichen Bedeutung wie Messias gebraucht, da heisst es im Griechischen Urtext υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, das heisst wörtlich übersetzt «Sohn des Menschen». Das ist ein sog. Aramaismus oder Hebraismus, d.h. es ist offensichtlich kein Griechischer Ausdruck, sondern ein aus dem Semitischen, Hebräischen oder Aramäischen, wörtlich übernommener Ausdruck, der auf Griechisch sehr seltsam anmutet, weshalb man diesen Ausdruck auf Griechisch auch als ein besonderer, merkwürdiger Titel verstehen könnte. Innerhalb der Bibel, im Alten Testament, scheint er zurückzugehen auf eine Stelle in Dan. 7,13, wo es heisst: *Mit den Wolken des Himmels kam einer wie ein Mensch und gelangte zum Alten an Tagen.* «Mensch» heisst auf Aramäisch בר נשׂה (bar nascha), das heisst Wort für Wort zwar «Sohn des Menschen» - wie Hebräisch *ben adam*, aber die Bedeutung davon ist einfach «Mensch». In der griechischen Übersetzung LXX (Septuaginta) des AT ist das schon wiedergegeben mit: ὡς υἱὸς ἀνθρώπου – einer wie ein Sohn des Menschen – eigentlich da schon eine fragwürdige Übersetzung, ein Aramaismus.

Es kommt im Aramäischen Schrifttum vor, dass ein Sprechender sich selbst als «Mensch» - bar enasch – bezeichnet, wenn er sich selbst meint, um das Wörtchen «ich» zu vermeiden, so wie Paulus in 2. Kor. 12,2 von sich selber schreibt: *Ich kenne einen Menschen in Christus*, ... um sich selber nicht zu sehr zu rühmen, oder so, wie uns gelehrt wurde: Man beginnt einen Brief nicht mit «ich». Es mag sein, dass Jesus hie und da so verschämt von sich als «Mensch – bar enasch» gesprochen und damit einfach «ich» gemeint hat, aber ganz sicher hat er und niemand das auf Aramäisch als Titel verstehen können; «Mensch» sind alle, das kann niemand als Titel verstehen.

Nun wird aber υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου – «Menschensohn» von vielen Auslegern als Titel und Selbstbezeichnung von Jesus verstanden. Das kann vom sprachlichen Hintergrund her niemals sein. Als Titel funktioniert der Ausdruck erst auf Griechisch als ein merkwürdiger Hebraismus. Mit anderen Worten: Erst nachdem die Evangelisten diesen merkwürdigen Ausdruck so auf Griechisch aufgeschrieben hatten (im NT nach 70 n.Chr.), konnte er als Titel interpretiert werden oder kurz: Jesus hat sich selber ganz sicher nie als «Menschensohn» bezeichnet und damit so etwas wie «Messias» gemeint.

Manche Auslegerinnen sagen auch, «Menschensohn» bezeichne die menschliche Natur Jesu, wogegen «Gottes Sohn» seine göttliche Natur bezeichne.

Bei der Verkündigung an Maria sagt der Engel Gabriel zu ihr: «Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; daher wird auch das Heilige, das gezeugt wird, Sohn Gottes genannt werden» (Lk. 1,35).

Im Psalm 2,7 heisst es vom Gesalbten: *Mein Sohn bist du, ich habe dich heute gezeugt.* Das ist hier mit Bezug auf den König Israels als dem Gesalbten gemeint. In der Apg. 13,33 und in Hebr. 1,5 und 5,5 wird diese Stelle aufgegriffen und auf Jesus als den Gesalbten (Messias) bezogen. Die Salbung des Königs machte ihn zu einem «Sohn Gottes». Im hebräisch-semitischen Sprachverständnis ist er damit nicht wirklich «göttlich» geworden, sondern ein Mensch geblieben, der einen besonderen Bezug zu Gott hat, resp. umgekehrt: der von Gott zu einer besonderen Aufgabe

erhoben worden ist, nämlich als König Gottes Volk zu führen. «Sohn Gottes» ist hier auch ein Hebraismus oder ein Semitismus, der eine besondere Beziehung zu etwas hervorhebt, so wie ein Beduine z.B. auch als «Sohn der Wüste» bezeichnet werden kann. Der «Sohn Gottes» in diesem hebräisch-sprachlichen Sinn bleibt aber primär ein Mensch – ein Mensch mit einer besonderen Gottesbeziehung. Die Interpretationen, die in diese Bezeichnungen «Menschensohn» und «Gottes Sohn» hineingelegt werden, sind also nachträgliche Theologie, theologische Interpretationen – und – von ihrer ursprünglichen, sprachlichen Bedeutung her gesehen – nicht einmal besonders sinnvolle; man könnte geradeso gut sagen «Menschensohn» – über die LXX fälschlicherweise mit Dan. 7,13 in Beziehung gesetzt – könnte eher seine Göttlichkeit betonen und «Gottes Sohn» eigentlich seine menschliche Natur mit besonderer Beziehung zu Gott. Aber beides sind sicher nachträgliche, theologische Interpretationen und nicht von Jesus selber verwendet worden.

#### **4. Ungewöhnliche Textstruktur und Literarkritik**

Die Literarkritik hat insbesondere im Alten Testament – angefangen mit den Büchern der Thora (Mosebücher) – die Erkenntnis erbracht, dass die Texte redaktionell aus verschiedenen, voneinander unterscheidbaren Erzähl- und Textschichten zusammengearbeitet worden sind. Sogenannte literarische Brüche, auffällige Unterschiede im Vokabular und Wiederholungen im Erzählstrang, sowie offensichtliche Dubletten und Zitate liessen die Vermutung aufkommen, dass diese Texte nicht aus einer Hand entstanden sein konnten, sondern redaktionell aus verschiedenen mündlichen und schriftlichen Vorlagen zusammengefügt wurden, wobei dann sogleich auch die Frage interessierte, was wovon abhängig ist, was zuerst war und woher es stammen mochte etc. Der sogenannte «Jahwist», «Elohist», die Priesterschrift und das deuteronomistische Geschichtswerk konnten so unterschieden und einigermaßen zugeordnet werden, wobei in der Frage der Abfolge oder der Entstehungszeit der einzelnen Schichten – insbesondere beim sog. Jahwisten – sehr unterschiedliche Ergebnisse in der Forschung zustande kamen (s. H.H. Schmid, Der sogenannte Jahwist, Beobachtungen und Fragen zur Pentateuchforschung, 1976, Theologischer Verlag Zürich).

Auch im Neuen Testament stellten sich ähnliche Fragen zur Entstehungs- und Redaktionsgeschichte bei den Evangelien, den Briefen und der Apokalypse. Auch da ergaben sich recht offensichtliche Erkenntnisse, z.B. dass die sog. «Synoptiker» (Mt., Mk. und Lk.) im Aufbau grosse Ähnlichkeiten, ja auch textliche Übereinstimmungen aufweisen mit dem Markusevangelium als Grundlage und damit zuerst vorliegendem Text, in den Matthäus und Lukas eigenes «Sondergut» aus anderer Quelle eingearbeitet haben. In der weiteren Redaktionsgeschichte und Überlieferung der Texte, bei der Textkritik, den Unterschieden bei verschiedenen Handschriften, Fragmenten alter Papyri etc. stellen sich weitere, interessante, aber im Einzelnen nicht leicht schlüssig zu beantwortende Fragen.

Die traditionelle Literarkritik nach Schema F, die von schriftlich vorliegenden Texturkunden und ihrer Bearbeitung sozusagen am Schreibtisch ausgeht, kommt bei vielen Texten aber auch sehr deutlich an ihre Grenzen, resp. pflegt diese, ihre Grenzen, manchmal auch nicht zu bemerken und überschreitet sie eigentlich unwissenschaftlich.

Nicht alle Fragen zu einem Text sind mit Literarkritik befriedigend oder hilfreich und genau zu beantworten. Je nach Struktur eines Textes führt die Suche nach «literarischen Brüchen» und das Ausschneiden oder Unterteilen gewisser Verse oder Abschnitte als vermeintlich «sekundär», als redaktioneller Einschub oder späterer Überarbeitung auf falsche Fährten. Die Exegese eines Textes ist auch eine Kunst und eine Frage von grosser Erfahrung und von Kenntnis und Verständnis

für verschiedene Arten und in der Vergangenheit vorkommenden Gestaltungsarten von Texten. Insbesondere sind jeweils Aufbau und Struktur eines literarischen Werkes zu beachten.

Bei gewissen Texten ist die Strukturanalyse viel aufschluss- und hilfreicher als eine blinde Literarkritik, vor allem bei Texten, die viele Zitate enthalten oder bewusst nach einer besonderen, für uns heutige Leser ungewöhnlichen Struktur aufgebaut sind. Dies betrifft vor allem Texte der apokalyptischen Literatur im Alten und Neuen Testament, namentlich das Buch Daniel und die Apokalypse Johannis. Auch in den Evangelien gibt es solche Texte und Passagen. Auf eine Art könnte man auch Jesus als «Apokalyptiker» bezeichnen, wenn die respektable, namentlich die deutsche Theologie sich nicht darauf kapriziert hätte, zwischen «Eschatologie» und «Apokalyptik» nach ihrem besonderen Gusto zu unterscheiden, indem sie «Eschatologie» positiv und «Apokalyptik» - aus welchen Gründen auch immer – vielleicht weil in Teilen chiliastisch – negativ zu bewerten. Mit der Apokalyptik hat sie sich in der Folge auch herzlich wenig, wenig eingehend und eher naserümpfend beschäftigt, was hinwiederum die Apokalyptik sozusagen konkurrenzlos zu einem Tummelfeld unwissenschaftlicher und sektiererischer Bibelbetrachtung werden liess. Das ist schade.

Die angelsächsische und französische Theologie hat mehr substanzielle Beiträge zum Verständnis der Apokalyptik beigetragen, aber diese wird in der deutschen Theologie leider kaum zur Kenntnis genommen. Sie pflegt sich selber zu genügen, und unter den früheren Generationen konnte kaum einer gut Englisch und Französisch auch die heutigen nicht. Was nicht auf Deutsch oder Englisch herausgebracht wird, wird kaum beachtet.

In den vergangenen Jahrzehnten sind damit viele, wichtige und sehr interessante Beiträge z.B. die Struktur-Analyse (Strukturalismus) betreffend in der deutschen Theologie praktisch unbeachtet geblieben – nicht zu ihrem Vorteil. Bei vielen Texten ist es entscheidend wichtig, vorab Struktur und Aufbau im Gesamtzusammenhang zu bemerken und zu beachten, um sie gut verstehen zu können. Das Sezieren zu kleinsten Einheiten und diese gattungsmässig in die betreffende Schublade zu stecken und einer – wenn auch sehr gelehrten – Einzelexegese zuzuführen, führt meist nicht wirklich zu einem besseren oder tieferen Verständnis.

Ein Apophthegma, das man so seines Textzusammenhangs beraubt und dessen ursprünglichen Sprachzusammenhang bei seiner Entstehung man nicht wirklich kennt, wird bedeutungslos oder schwer interpretierbar, auch wenn es vielleicht sprichwörtlich geworden ist, aber wer weiss, ob nicht missverstanden. Man kann auf diese Weise herausgelöst einen Ausspruch, der einem etwas gegen den Strich geht, dann auch leicht als «sekundär» bezeichnen, was eigentlich einfach bedeutet: Das ist doch nicht so wichtig. Dabei geht unter Umständen die in der gesamten Struktur dominante Aussage gerade verloren – unbemerkt, weil von Anfang an die Struktur des Textes gar nicht gebührend beachtet wurde. Dazu ein Beispiel aus der Bergpredigt. Wir betrachten die Verse Mt. 5,21-48. Sie entfalten Beispiele für die «bessere Gerechtigkeit», welche die Bergpredigt in V. 20 postuliert.

Mt. 5,21-48 ist meines Erachtens nach folgender Struktur aufgebaut:

	21f.	Am grundlegenden Sozialgesetz "Du sollst nicht töten"		im Plural
	23-26	Am Zusammenhang von Kult- und Sozialverhalten		im Singular
	27f.	Am Verhalten in der Paarbeziehung		im Plural
Zentrum	29f. Die innerpersönliche Kondition dazu: Absolute Integrität jedes Einzelnen			
	<b>Die Folgen daraus in den genannten Beispielen/Bereichen:</b>			
	31f.	In Bezug auf die Ehe/Paarbeziehung		im Plural
	33-37	Im öffentlich-forensischen Bereich/wahrhaftige Rede		pl.(!)+sing
	38-42	für das persönliche Verhalten in der Öffentlichkeit/Zeugnis geben		im Singular
	43-48	Für das Sozialverhalten im Allgemeinen: "Liebet eure Feinde"		im Plural

Die Verse 29f. halten die meisten Exegeten für einen – vermutlich sekundären – Einschub, der dadurch motiviert sei, weil es im V. 28 um das Betrachten einer Ehefrau mit begehrllichem Blick geht, worauf das Wort vom Ausreißen des Auges, das einen zur Sünde verführt, angefügt worden sei, obwohl es zusammen mit dem Wort vom Abhauen der rechten Hand eigentlich den thematischen Zusammenhang der Verse 27-32 unterbreche, wo es doch 27f. und 31f. thematisch um die Ehe gehe.

Das Wort vom Ausreißen des (rechten) Auges und vom Abhauen der (rechten) Hand – zusammen mit dem Abhauen des Fusses, der einen zur Sünde verführt – kommt auch in einer anderen Sammlung von Sprüchen vor, nämlich in Mk. 9,43-48 und Mt. 18,8f. Im Vergleich mit jenen Stellen fällt auf, dass das Wort in Mt. 5,29f. mit der näheren Bezeichnung «rechtes Auge» und «rechte Hand» ergänzt oder erweitert worden ist. Das deutet tatsächlich darauf hin, dass es aus Mk. 9 oder Mt. 18 entnommen und weiterentwickelt hier eingefügt worden ist; ich möchte beifügen: Vom Verfasser des Evangeliums bewusst hier als Zitat eingefügt worden ist. Es erfüllt nämlich hier eine besondere Funktion sozusagen als Klimax der Thematik mitten im strukturellen Aufbau der Verse 43-48.

Im konzentrisch-symmetrischen Aufbau des ganzen Textzusammenhangs geht die Thematik in Beispielen vom grundlegendsten Sozialgesetz «Du sollst nicht töten» über zu Beispielen des sozialen Verhaltens im Kultus und vor Gericht; dann grenzt sich das Beispiel weiter ein auf die Paarbeziehung in der Ehe, und dann kulminiert und konzentriert sich die Thematik auf den einzelnen Menschen selber, auf seine Integrität. Die Integrität im Glauben und im Verhalten war ein Hauptthema Jesu. Jegliche Heuchelei hat er verurteilt und auch seinen Gegnern zum Hauptvorwurf gemacht. Das bildhaft darzustellen, dazu eignete sich das drastische Wort vom Ausreißen des Auges und Abhacken der Hand bestens. Es ist ja nicht so, dass solches zu tun, ein sinnvolles Ziel wäre, ganz im Gegenteil, das Auge sollte eben nicht ausgerissen und die Hand nicht abgehackt werden müssen. Das heisst doch: Gefordert ist lautere Integrität und Ganzheit – von dir, von jedem Du, das sich angesprochen fühlen muss.

Von dieser Klimax her entfaltet der Text anschliessend in umgekehrter Reihenfolge die Auswirkungen solch integren Glaubens und Verhaltens – die «bessere Gerechtigkeit» – an der undiskutablen Integrität der Ehe, am Verhalten vor Gericht und in der sozialen Kommunikation mit der Ablehnung des Schwörens und der Wahrhaftigkeit und Integrität im Reden generell: «Deine Rede sei ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, ist von Übel». Wenn das Reden integer, wahrhaftig und nie heuchlerisch oder doppelbödig ist, dann ist schwören sinnlos und unnötig. Nötig scheint es nur da, wo auch Lüge oder nicht ganze Wahrhaftigkeit vorkommen könnte. Und schliesslich kommen Beispiele zum guten und integren Sozialverhalten aus dem noch weiteren und allgemeineren,

sozialen Umfeld bis zum «liebet eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters in den Himmeln seid!»

Bei den einzelnen Themenbereichen folgen sich sogar sprachlich die Numeri (Singular und Plural) in derselben, konzentrisch-symmetrischen Reihenfolge! Diese Struktur ist also überhaupt nicht zufällig so, sondern bewusst so durchkomponiert, eine Struktur, die heute ungewöhnlich anmutet, aber um die Zeitenwende damals öfters angewendet wurde. Sie zu erkennen und zu beachten, bringt exegetisch einen grossen Gewinn zum besseren Verständnis.

Selbstverständlich nehme ich nicht an, dass Jesus dort auf dem Berg genau diese Rede so gehalten hat. In dieser Rede der «Bergpredigt» hat der Verfasser des Matthäusevangeliums versucht, die Verkündigung Jesu gut zusammenzufassen und auf den Punkt zu bringen aufgrund von all seinen Recherchen und Unterlagen. Ich nehme an, dass ihm dies gut gelungen ist.

Das mehrfach überlieferte, drastische Wort vom Ausreissen und Abhacken der Körperteile, die einen zur Sünde verführen, ist so «stark» und eigenartig, dass es zweifellos vom Meister selber stammen muss, vielleicht zu verschiedenen Gelegenheiten gesprochen. So etwas «erfindet» kein Schüler oder Nachfolger im Nachhinein, um es dem Lehrer in den Mund zu legen. Für seine Interpretation dürfte diese Stelle in der Bergpredigt sehr aufschlussreich sein.

## **5. Das «angelerte Verständnis»**

Wir gehen alle mit irgendeinem Vorverständnis oder sogar mit vielen Vorentscheidungen und Vorverständnissen an die Auslegung von Bibeltexten heran. Das mögen Annahmen sein, die wir als Kinder schon irgendwo gehört und nie hinterfragt haben, oder es können Vorurteile oder von anderen übernommene Ansichten und Auslegungen sein.

Es gibt grosse, berühmte Professoren und Exegetinnen, deren Forschungsergebnisse kaum je in Frage gestellt und in der Lehre «gläubig» weiterüberliefert werden. Die sind noch nicht deswegen wahr und richtig, weil sie von anerkannten Kapazitäten stammen. Viele Hypothesen sind im Laufe der Zeit praktisch zu allgemein akzeptierten «Theorien» geworden, obwohl die Argumente dafür eigentlich sehr dürftig und schwach sind. Als Beispiel fällt mir die sog. «Zwei-Quellen-Theorie» ein, welche bestenfalls eine Hypothese ist.

Eine hypothetische Logienquelle Q – nebst dem Markusevangelium – hat noch niemand gesehen; davon existiert konkret nicht der kleinste Schnipsel eines Papyrusfragmentes oder irgendetwas substantiell Greifbares. Es kann sein, dass Aussprüche Jesu auch anderswo als in den uns bekannten Evangelien – den kanonischen und den apokryphen – gesammelt und aufgeschrieben worden sind; dass jemand oder sogar verschiedene etwas aufgeschrieben haben, das ist sogar wahrscheinlich. Ob diese Sammlungen ein einheitliches Corpus waren oder verschiedene, wissen wir nicht. Es könnte auch sein, dass die Verfasser der Evangelien bei denselben Gewährleuten viele Aussprüche Jesu mündlich überliefert bekommen haben.

Die mündliche Überlieferung in der Antike dürfen wir nicht unterschätzen. Die kann sehr gut und sehr genau gewesen sein, da im Ganzen nicht so viel aufgeschrieben worden ist, wie heute, dafür genau in Erinnerung behalten und erzählt. Die mündliche Überlieferung war keineswegs so unzuverlässig, wie man die Kinder etwa glauben machen will, indem einem ersten in der Reihe etwas Seltsames ins Ohr geflüstert wird, das dann von Kind zu Kind weitergegeben, am Ende völlig verkehrt verstanden wiedergegeben wird.

In Afrika gibt es traditionelle Überlieferer der Stammesgeschichte, welche diese Geschichte sehr treu und fixiert weitergeben können. Dazu gibt es auch mnemotechnische Hilfen, dass die Inhalte z.B. in einem bestimmten Rhythmus und Singsang aufgesagt werden, die Fehler praktisch vermeiden lassen, wie bei einem Lied oder einem Gedicht, das man einmal gelernt hat. Es gibt Leute, die haben die Gabe, einmal so Gelerntes nicht mehr zu vergessen. Und es gab schon immer Leute, die haben ein Gedächtnis «wie ein Elefant». Das waren auch die, welche zur mündlichen Überlieferung in erster Linie prädestiniert waren.

Meiner Erfahrung nach lohnt es sich, mit allem Wissen und aller wissenschaftlichen Erfahrung, die man hat, an jeden Text heranzugehen, wie wenn ihn noch niemand zuvor beurteilt und ausgelegt hätte – möglichst ohne Vorurteile, das angelernte Vorwissen möglichst ausgeblendet oder so im Hinterkopf behalten, dass man es jederzeit bei gegebenem Anlass auch in Frage stellen kann.

So alte Texte wie die in der Bibel mit einer so komplexen Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte zu erforschen, zu verstehen und zu interpretieren, ist nicht nur eine Wissenschaft, sondern ein Stück weit auch eine Kunst, vergleichbar vielleicht mit der kunstgeschichtlichen Beurteilung von Werken alter, bildender Kunst. Da braucht es nebst wissenschaftlichen Methoden und viel Wissen auch viel Erfahrung und Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Werken, um eine möglichst gute Expertise zu erstellen. Und manchmal täuschen sich auch die Experten.

Nicht jede Methode hilft bei jedem Text gleich gut weiter. Die hilfreiche und geeignete Methode muss sich nach der Art des Textes richten. Als Beispiel: Bei einem Mosaik kann es etwas bringen, wenn man die einzelnen Steinchen analysiert und ihre vermutliche Herkunft bestimmen kann. Aber für das Verständnis des Mosaiks als Kunstwerk im Ganzen hilft das sehr wenig. Man kann bei einem Mosaik auch nicht eine Schicht abkratzen, um darunter vielleicht noch etwas Interessantes zu entdecken; bei Malerei kann das funktionieren. Ähnlich ist es auch bei Texten. Die angewandten Methoden müssen passen.

Namentlich apokalyptische Texte im Alten und Neuen Testament gleichen oft ein wenig Mosaiken oder Bauwerken, die aus verschiedenen Bausteinen zusammengesetzt sind, teilweise auch mit erkennbaren Anbauten, mit vielen Zitaten aus anderen Werken oder unbekannter Herkunft, mit ebensolchen Bildern und Codes oder Zahlen, die eine besondere Bedeutung haben – oder vielleicht haben – möglicherweise bewusst etwas rätselhaft, damit nur eingeweihte damals erkannten, was oder wer genau gemeint war.

Das hauptsächliche Thema dieser Texte ist nämlich meist die Macht, die Herrschaft, ganz konkret: Wem kommt eigentlich die Macht und Herrschaft zu? Und das ist schon immer eine gefährliche Frage gewesen, weil sie politisch ist und die Politik, die grosse Politik, die Weltpolitik, zum Thema macht. Viele meinen, es gehe dabei um die Frage, wann kommt das Ende der Zeit? Solche chiliastische Endzeitinteressen gibt es – vor allem in der späteren Zeit. Die viel wichtigere, berechnete und ernsthaftere Frage ist aber: Wo führt das alles hin? Wo führt das alles nämlich hin, wenn es so weitergeht, wie es zu gehen scheint? Auf Englisch lassen sich die beiden Fragen gut unterscheiden: Die eigentliche Frage ist nicht: What is the time of the End? Nein, es geht vielmehr um die Frage: What is the End of the Time?

Das war schon immer auch die Frage der Propheten. Sie haben Missstände und gefährliche Entwicklungen festgestellt und gefragt: Wo führt das noch hin? – Das bringt Unheil, das ist nicht Gottes Wille. Und wenn sie das vor den Machthabern deutlich zum Ausdruck gebracht haben, sind sie nicht immer auf offene Ohren gestossen. Auch Jesus ist davon betroffen worden. Mit seinem Hinweis auf das Königtum Gottes, das kommt und nahe ist, und mit seiner Kritik an den geistlichen und weltlichen Führern seines Landes und ihrer opportunistischen Politik, hat er sich nicht

nur Freunde gemacht. Seine Verkündigung hatte schon auch eine politische, prophetische und apokalyptische Komponente. Wobei das je nach Ansicht und Frömmigkeitsverständnis gerne oder weniger gerne gesehen oder eben auch nicht gesehen werden mag.

Aufmerksamkeit und Verständnis werden durch weitere Voraussetzungen subtil in gewisse Richtungen geleitet, und andere – vielleicht sogar näherliegende – Aspekte fallen dabei gerne ausser Betracht. Besonderheiten fallen einem ja immer in den Bereichen leichter auf, in denen man sich gut auskennt. Wer stark ist in Ägyptologie, der sieht überall religionsgeschichtlich ägyptische Einflüsse vorliegen. Wer Akkadisch oder Keilschrift-Hethitisch kann und alle Tontafeln und Inschriften aus diesem Bereich kennt, der sieht überall babylonischen oder Einfluss aus den mesopotamischen Kulturen. Selbstverständlich gibt es beides, und die Beiträge aus all diesen Wissensgebieten sind sehr wertvoll. Diese speziellen Aspekte können allerdings auch überborden und überinterpretiert werden.

Nun ist es ja so, dass die meisten Theologinnen und Theologen zuerst eine humanistische Bildung genossen haben. Sie haben Latein und Griechisch gelernt und kennen sich in diesen Kulturen gut aus, besonders in der hellenistisch-griechischen. Das Neue Testament ist bekanntlich insgesamt auf Koine-Griechisch geschrieben. Der Apostel Paulus hat seine Briefe auch genau für diese griechisch-hellenistische und zum Teil gnostische Leserschaft geschrieben, damit diese seine Gedanken in ihrem Denkhorizont verstehen.

Diese Kultur liegt auch den humanistisch gebildeten Leuten besonders nahe, und sie fühlen sich in diesem sozusagen «abendländischen» Verständnishorizont besonders angesprochen. Kommt dazu, dass praktisch alle europäischen Studierenden kirchen- und theologiegeschichtlich entweder in der (lateinisch-) römisch-katholischen oder in der lutherisch-paulinischen Tradition aufgewachsen und kirchlich sozialisiert worden sind. Das dominiert und lenkt im Voraus schon ihre besondere Blickrichtung und ihre Aufmerksamkeit.

Auch schon die alte Theologie und die innerbiblischen, neutestamentlichen Rückgriffe auf das Alte Testament haben dieses in seiner griechischen Übersetzung, der Septuaginta, gelesen und interpretiert. Die Blickrichtung der meisten Interpreten kommt also eindeutig von der griechisch-abendländischen Seite her und geht von ihrem eigenen Denken und sprachlichen Horizont aus. Ausser Acht gelassen wird dabei leicht die andere Blickrichtung, von der anderen Seite, nämlich von der palästinisch-aramäisch/hebräischen Seite und ihrem semitischen Denk- und Sprachverständnis her. Dabei sind ja sämtliche Texte im Neuen Testament – die paulinischen Briefe inklusive! – genau auf diesem palästinisch-semitischen Hintergrund entstanden. Praktisch alles, was zwar auf Griechisch aufgeschrieben wurde, wurde doch im Hintergrund zuerst semitisch gedacht und aramäisch gesprochen. Davon zeugen ja auch die vielen Aramaismen und Hebraismen und die oftmals wenig elegante Ausdrucksweise auf Griechisch – halt etwa so gut, wie die meisten Festlandeuropäer Englisch beherrschen.

Um Beispiele zu erwähnen:  $\delta\iota\psi$ ,  $\epsilon\iota\rho\eta\nu\eta$ , pax, Heil, Friede, peace und paix ist nicht einfach dasselbe. Jedes dieser als gleichbedeutend genommenen Worte hat in seiner Sprache einen eigenen, anderen Bedeutungshorizont.

$\delta\iota\psi$   $\delta\iota\psi$  [Aussprache [a, lɔm als 'xɛm], pax vobiscum,  $\epsilon\iota\rho\eta\nu\eta$   $\acute{\upsilon}\mu\acute{\iota}\nu$  (Joh. 20,19) oder Friede sei mit euch! – Das spricht nicht in allen diesen Sprachen dieselben Gedanken und Vorstellungen an. Auf Deutsch wäre zum Beispiel «Heil euch!» etwas näher am hebräisch-aramäischen Original, ist aber aus anderen Gründen ungebräuchlich.

$\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$  – Logos (Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος Joh. 1,1) heisst «Wort» oder auch «Denken, Gedanke» («logisch» stammt davon ab). Dieselbe Stelle auf Latein: In principio erat **verbum** – Wort oder in

hebräischer Sprache הַדְבָר הַזֶּה בְּרֵאשִׁית הִיא – bereschit haja hadawar – Das Wort דְּבַר – Wort – kann ebenso gut «Sache» heissen – im krassen Gegensatz zum griechischen Wort λόγος, das etwas absolut Abstraktes ist, von jedem konkreten, materiellen Zusammenhang losgelöst. Im griechischen Denken ist etwas umso reiner und erhabener, «göttlicher», je mehr es vom Stofflichen befreit ist. Ob das Wort «Logos» in Joh. 1,1 nicht doch ganz griechisch-hellenistisch-gnostischer Herkunft ist, bliebe noch zu überlegen. Die Einflüsse aus dieser Richtung sind im johanneischen Schrifttum am grössten.

Αγάπη (Agape), ἔρως (Eros) oder φιλία (Philia) sind alles griechische Bezeichnungen für verschiedene Arten von «Liebe». Wo immer das Thema der christlichen Liebe aufkommt, holen griechisch Geschulte zur Erklärung aus, dass christliche Liebe, Nächstenliebe oder Gottesliebe nichts mit Eros oder Philia zu tun hätten, sondern **Agape** sei, was auf Latein mit «caritas» übersetzt wird. Eine solche Unterscheidung von der (unreinen) körperlichen bis hin zur reinsten, asexuellen, «christlichen» oder auch «platonischen» Liebe entstammt völlig dem griechischen Denken und ist dem semitischen, aramäisch-hebräischen und dem ganzen biblischen Denken gänzlich fremd; da existiert eine solche Unterscheidung minderwertig Körperlichem und höherwertigem, idealem, rein Geistigem nicht. Das Wort für «Geist» im Hebräischen, רוּחַ (ruach), ist auch das Wort für «Wind» – und das ist nicht nichts, nicht nur ein Gedanke oder eine Idee, sondern durchaus etwas Spürbares, das sogar Bäume ausreissen kann.

*Aus Wikipedia:* «Das Wort Gnade (hebräisch חַן ḥen, חֶסֶד ḥesed, griechisch χάρις cháris, lateinisch gratia) ist ein spezifisch christlicher Begriff ... חַן (ḥen - Gunst, Gnade, Zuneigung, Freundlichkeit; Anmut, Schönheit und חֶסֶד (ḥesed – Güte, Liebe, Freundlichkeit, Wohlwollen, Barmherzigkeit, Gunst) werden in deutschen Bibelausgaben meist mit Gnade, Güte oder auch Huld übersetzt». – Diese Wörter - חֶסֶד ḥesed, χάρις cháris, gratia – rufen aber bei den Menschen der jeweiligen Muttersprache recht unterschiedliche Verständnisse, Gefühle und Assoziationen hervor; sie haben – wie die zahlreichen Übersetzungsmöglichkeiten im Wikipediaartikel schon zeigen – in der jeweiligen Sprache unterschiedliche Bedeutungsfelder.

Wer in einem Gottesdienst den Gruss des Apostels hört – «Gnade sei mit uns und Friede von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus» – dem wird das in der Regel nicht bewusst sein; es kann ihm oder ihr auch mehr oder weniger egal sein. Aber der Theologin und dem Theologen müsste das bewusst sein, d.h. sie müssen in den Grundsprachen der Bibel und der Theologie(geschichte) gut bewandert sein, meiner Ansicht nach vor allem in Hebräisch – und daran gericht es leider vielen – und je enger und konzentrierter das Studium geführt wird (Bolognareform etc.) umso mehr. Es fehlt m.E. die notwendige Breite und Tiefe in dem halt sehr grossen Studienbereich.

Wenn jetzt in der Not der fehlenden Pfarrpersonen irgendwelche Akademiker anderer Fachrichtungen, die schliesslich auch sinnvoll reden können, nach einem kurzen Crash-Kurs als Pfarrpersonen angestellt werden sollen, verbessert das ganz sicher die Not im Bereich der Exegese und der Hermeneutik nicht, wenn es darum geht, die Grundlagen, die Schwierigkeiten und die Fragen der biblischen Texte gut und richtig zu erklären und «herüberzubringen».

Walter Neidhart, vor Jahren Professor für Praktische Theologie an der Universität Basel, pflegte zu warnen: «Die reformierte Kirche wird noch einmal an Nichtwissen zugrunde gehen». – Hoffentlich behält er nicht Recht.